

Zeitschrift: Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber: Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band: 90 (2019)
Heft: 7-8: Sozialpädagogik : ein Berufsbild im Wandel

Artikel: Sozialpädagogik wird es auch künftig brauchen - angepasst an neue Umstände : "Mehr Pluralität möglich machen"
Autor: Tremp, Urs / Schmuck, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-886030>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sozialpädagogik wird es auch künftig brauchen – angepasst an neue Umstände

«Mehr Pluralität möglich machen»

Die Sozialpädagogik hat sich seit der Gründung der «hsl»-Vorgängerschule vor sechzig Jahren grundlegend verändert. Und sie wird sich weiter verändern – sagt der Experte Johannes Schmuck*

Interview: Urs Tremp

Herr Schmuck, welches ist der grösste Unterschied, wenn wir die Sozialpädagogik von heute mit der Sozialpädagogik von vor sechzig Jahren vergleichen?

Johannes Schmuck: Es gab ja den Begriff «Sozialpädagogik» noch gar nicht. Das hiess damals Heimerziehung. Immerhin war das, was man auch damals an der heutigen «hsl» gemacht hat, ein namhafter Versuch, diese Heimerziehung zu professionalisieren. Die heutige «hsl» war damals noch sehr stark christlich geprägt und verglichen mit heute in den pädagogischen Konzepten eher eng.



***Johannes Schmuck**, geboren 1961, hat in Deutschland Sozialpädagogik und Philosophie studiert. Er lebt seit 20 Jahren in der Schweiz und arbeitete in Heimen und sozialen Institutionen. Er war Dozent und Ausbildner an verschiedenen Ausbildungsstätten im Sozialbereich.

Heute ist er spezialisiert auf Supervisionen. Er berät Mitarbeitende in sozialpädagogischen Institutionen und bei sozialpädagogischen Projekten.

Was heisst das?

Ein zentraler Begriff in der Heimerziehung war die Disziplin. Die Pädagogik war geprägt von der Vorstellung, dass man es mit Menschen zu tun hat, die nicht «normal» sind, die «liederlich» sind, nicht arbeiten wollen. Für diese Menschen suchte man Lösungen, damit sie wieder in die Mehrheitsgesellschaft passen.

Das ist doch auch heute noch ein Ziel: Die Sozialpädagogik will Menschen, die auffällig sind, sozial kompatibel machen.

Leider, ja.

«Das Normalisieren ist leider noch immer ein starkes Motiv in der Sozialpädagogik.»

Warum leider?

Heute ist das «Normalisieren» tatsächlich noch immer ein starkes Motiv in der Sozialpädagogik.

Was spricht denn dagegen?

Es wäre doch denkbar, dass man etwa Jugendliche mit auffälligem Verhalten oder mit einer Behinderung nicht einfach «normalisiert», sondern dass man schaut, welche Anliegen diese Menschen haben. Welche Interessen haben sie? Welche Perspektiven? Dann wäre es die Aufgabe der Sozialpädagogik, die Umsetzung dieser Interessen zu begleiten. Das kann natürlich eine sogenannte Normalisierung sein, wenn sie im Interesse dieser Menschen ist. Aber viele dieser Menschen haben ganz ungewöhnliche Biografien und Bildungswege. Die Aufgabe der Sozialpädagogik wäre eigentlich, dies zu berücksichtigen und die Menschen darin zu unterstützen, was sie daraus machen wollen.

Das ist allerdings nicht in jedem Fall gesellschaftskompatibel. Tatsächlich wandelt sich da gerade das Berufsbild der Sozialpädagoginnen und -pädagogen. Bislang zielte man auf die Person,



Jugendliche Frau mit Smartphone: «Auch der virtuelle Raum ist heute Sozialraum.»

die Probleme hat und Probleme macht. Die Gesellschaft, der Sozialraum, das Gemeinwesen, zu dem diese Menschen gehören, spielten keine grosse Rolle. Heute aber gehört zur Sozialpädagogik, dass man dieses Umfeld viel stärker berücksichtigt. Statt zu «normalisieren», arbeitet die Sozialpädagogik heute daran, dass mehr Inklusion, mehr Verschiedenheit, mehr Pluralität möglich ist. Die Sozialpädagogik muss sich also auch mit der Gesellschaft, mit dem Umfeld dieser Menschen befassen.

Wie soll das denn konkret gehen?

Dass die Sozialpädagogik bei der Arbeit mit den ihnen anvertrauten Menschen immer auch deren Sozialraum mit einbezieht. Dass man also nicht nur mit der einzelnen Person, sondern auch mit dem Umfeld arbeitet.

Und das passiert noch zu wenig?

Ja. Die Sozialraumorientierung gehört heute zwar zu den sozialpädagogischen Konzepten. Aber oft beschränkt sich die Arbeit dann auf die Familie, bei Jugendlichen vielleicht noch auf die Peergroup. Aber der Sozialraum dieser Menschen ist mehr als die Familie und die Peergroup. Gerade die Jugendlichen bewegen sich heute auch in den virtuellen Räumen des Internets. Auch die Facebook- oder Instagram-Welten gehören heute zu den Sozialräumen, in denen sich vor allem jugendliche Menschen bewegen. Da hinkt die Sozialpädagogik noch ziemlich hinterher.

Das heisst, dass die Sozialpädagogik mit veralteten Methoden arbeitet?

Nicht nur, natürlich. Aber man konzentriert sich noch oft zu ausschliesslich aufs Individuum. Dass man sich mit dem Sozialraum beschäftigt, ist gerade noch das Sahnehäubchen. Es ist

schön, wenn man's hat, aber es ist nicht unbedingt notwendig. Das führt letztlich dazu, dass die Ursache der Probleme immer bei den Individuen gesucht werden und nicht in den gesellschaftlichen Dynamiken.

Wie kann man denn als Sozialpädagoge auf gesellschaftliche Dynamiken Einfluss nehmen?

Man muss den Sozialraum als Arbeitsraum begreifen. Man muss analysieren, was in einem Dorf, in einem Quartier passiert, und arbeitet dann mit einer Gemeinschaft an bestimmten Themen – nicht mehr mit dem beeinträchtigten Paul, sondern mit dem Quartier, mit dem Dorf. Das passiert schrittweise und als Prozess.

Das müsste heute in der Ausbildung der Sozialpädagoginnen und -pädagogen stärker gewichtet werden.

Wenn die Sozialpädagogik aber eine gesellschaftliche Aufgabe ist, dann ist vor allem auch die Politik gefordert.

Es ist ja auch heute schon eine gesellschaftliche Aufgabe. Aber es geht darum, den Fokus wegzulenken von den einzelnen Menschen hin zum ganzen gesellschaftlichen Umfeld: Wie haben diese Menschen Platz in ihrer Umgebung, in ihrem Sozialraum?

Das braucht allerdings die Bereitschaft des Umfeldes, sich an der sozialpädagogischen Arbeit zu beteiligen.

Es geht nicht darum, das Mitmachen für obligatorisch zu erklären. Aber man setzt an bei Begegnungsräumen. Wer lieber keinen Kontakt haben möchte mit anderen Menschen, der muss das nicht. Aber ich gehe davon aus – und die Erfahrung bestätigt diese Annahme –, dass die meisten Menschen an Kontakten zu anderen Menschen interessiert sind. Warum? Es bringt auch ihnen etwas und nicht nur den Menschen, die potenziell ausgeschlossen sind.

Was bringt es denn?

Pluralität, Vielfalt, Begegnung. Die Menschen kommen raus aus ihren Glocken. Um es überspitzt zu sagen: Ich bewege mich dann nicht mehr nur in der Glocke meiner Facebook-Freunde, die mir ähnlich sind. Ich komme mit Menschen in Kontakt, die andere Biografien, andere Leben, andere Ansichten haben.

Ist das nicht etwas idealistisch gedacht?

Wie gesagt: Es gibt kein Obligatorium, immer und mit allen Kontakt zu haben. Ganz wichtig ist, dass jeder und jede Grenzen

>>

ziehen kann: Bis hierher und nicht weiter! Es ist kein Muss, sondern ein Kann. Es geht um etwas Grundsätzliches: Es soll in einem Dorf, in einem Quartier Räume geben, die Begegnung und Inklusion möglich machen.

Funktioniert dies tatsächlich in unserer stark individualisierten Gesellschaft?

Ja. Schauen wir etwas zurück in der Geschichte, dann sehen wir, wie wichtig und gesellschaftlich stabilisierend die Qualität von Nachbarschaft immer war. Die Menschen haben nie in homogenen Gruppen gelebt, sondern immer in vielfältigen Gemeinschaften. Die sozialräumliche Vielfalt ist keine Erfindung der modernen Sozialpädagogik. Im 19. Jahrhundert aber hat man angefangen, Menschen zu separieren, wenn man dachte, dass sie in der stark auf Produktivität ausgerichteten Gesellschaft stören.

Romantisieren Sie nun nicht doch etwas die gute alte Zeit?

Nein. Ich warne sogar davor. Man soll nicht so tun, als sei im Mittelalter oder bei den Urchristen alles prima gewesen. Zwar hatten dörfliche Gemeinschaften einerseits diesen integrativen Charakter. Aber sie konnten gegenüber einzelnen Indivi-

duen auch sehr grausam sein. Man liess diese Menschen merken, dass sie geduldet, aber nicht dazugehörend sind. Man weiss zum Beispiel, dass man geistig eingeschränkte Menschen manchmal nicht anders als das Vieh behandelt und sie im Extremfall im Schafstall gehalten hat. Diese ausgrenzenden Einstellungen haben dann zum Teil in den Institutionen weitergewirkt. Heute soll man dafür sorgen, dass diese Menschen – ob sie nun in einer Institution leben oder nicht – dazugehören. Ich bin nicht gegen Institutionen. Aber Institutionen sollen nicht ausschliessen, wie sie es lange getan haben. Institutionen gehören zur Inklusion. Institutionen sind dann problematisch, wenn sie Menschen von der Gesellschaft fernhalten, wenn sie quasi die Gesellschaft entlasten von Individuen, die man als störend empfindet. Oder wenn die Institutionen das «reibungslose Funktionieren» wichtiger nehmen als die Interessen der Menschen.

«Weiterbildung soll sich nicht allein auf die institutionelle Weiterbildung beschränken.»

Wer gehört denn heute zur Klientel der Sozialpädagogik?

Eigentlich sind es alle Menschen. Denn die grosse Mehrheit ist irgendwo und irgendwie beeinträchtigt und darum von gewissen Dingen ausgeschlossen.

Anzeige

Bei uns finden Sie das passende Personal!

sozjobs.ch

Der Stellenmarkt für Sozial- und Gesundheitsberufe

CURAVIVA.CH

Dann muss heute eine Sozialpädagogin oder ein Sozialpädagoge es einfach mit allen gut können?

Natürlich sollten Sozialpädagogen gute Kommunikatorinnen sein. Aber es braucht noch viele andere Fähigkeiten. Sie müssen sich im Recht auskennen zum Beispiel, sie müssen vernetzen können, müssen Bescheid wissen über neue Technologien, müssen politische Prozesse verstehen und intervenieren können. Eigentlich muss ich mich als Sozialpädagogin permanent weiterbilden, weil ich ja Menschen in der heutigen Zeit, in der heutigen Welt begleite. Ich meine mit Weiterbildung nicht allein die institutionalisierte Weiterbildung, sondern die permanente Auseinandersetzung mit Entwicklungen in der Welt, die Einfluss haben auf das Leben der Menschen. Es braucht die Bereitschaft, dauernd dazuzulernen, weil man weiß, dass der Beruf des Sozialpädagogen in zehn Jahren nicht mehr derselbe sein wird wie heute. Was mir dabei wichtig scheint: Dass Menschen mit ganz verschiedenen Biografien in der Sozialpädagogik tätig sind.

Warum?

Es sind heute noch immer vor allem junge Erwachsene aus der Mittelschicht, die sich für eine Ausbildung in der Sozialpädagogik entscheiden. Das birgt in sich die Gefahr, dass eine verbal orientierte Mittelschichtsglocke entsteht. Darum ist es gut, wenn auch Menschen mit einem anderen Hintergrund, mit anderen Bildungswegen, die weniger verbal orientiert sind, diese Ausbildung absolvieren und so das Spektrum der Berufsleute in der Sozialpädagogik erweitern. Darauf sollte man im Übrigen nicht nur bei den Lernenden, sondern auch bei den Lehrenden achten, dass es auch da eine gewisse Diversität gibt.

Wie und warum wird es denn in zehn Jahren noch Sozialpädagogen brauchen?

Die Zielgruppen werden sich verändern und auch die Metho-

den. Noch vor einigen Jahren hatte die Sozialpädagogik viel weniger mit Menschen zu tun, die mit Bindungsstörungen und schweren Traumatisierungen durchs Leben gehen. Das wird für die Sozialpädagogik künftig noch mehr ein Thema werden. Traumapädagogik wird ganz wichtig werden. Da funktionieren die alten Methoden nicht mehr. Weil das Profil der Irritationen und Störungen sich verändert. Für die Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen setzt dies eine auch eine ganz hohe Bereitschaft voraus, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen.

Und wie erklären Sie der Öffentlichkeit, der Politik, warum es die Sozialpädagogik weiterhin brauchen wird?

Ich würde den Leuten, den Politikerinnen und Politikern, die bezweifeln, dass die Sozialpädagogik etwas Sinnvolles leistet, als Erstes sagen: Kommen Sie doch einfach einmal mit! Ich würde so jemandem anbieten, einmal eine ganze Woche in einer Institution zu verbringen, mitzulaufen mit einem Sozialpädagogen, um im normalen Alltag zu erfahren, was da eigentlich passiert. Das wäre der erste Schritt. Als Zweites würde ich zeigen, dass und wie in den Institutionen sehr wohl wirkungsorientierte Arbeit geleistet wird.

«In der Sozialpädagogik sollten Menschen mit verschiedenen Biografien tätig sein.»

Das heisst?

Die Institutionen kosten die Öffentlichkeit ja viel Geld. Da ist es legitim, zu fragen: Bringt das auch etwas? Diesen Leuten kann man zeigen, dass man etwa Menschen wieder in die Arbeitswelt integriert, sie begleitet auf dem Weg zu einem selbstständigen Leben. Würde man nichts machen, könnte man zwar kurzfristig Geld sparen. Aber was würde mit den Menschen passieren? Sie würden auf der Strasse landen. Und dies führt letztlich zu sozialen Spannungen, deren Kosten für die Gesellschaft wesentlich höher wären. Man kann also durchaus nachweisen, dass Sozialpädagogik sinnvoll ist für das Gemeinwesen. ●



Seline Stalder, 32, Leiterin einer Wohngruppe im Alterszentrum St. Martin, Sursee LU

«Es wird künftig in den Altersinstitutionen einen grösseren Bedarf an Sozialpädagogen geben»

Die Arbeit mit alten Menschen kannte sie bereits – und zudem war sie für die Sozialpädagogik quasi erblich vorbestimmt. Seline Stalder ist mit einem Pflegekind in der Familie aufgewachsen, und sie hat nach einer Ausbildung zur Fachfrau Gesundheit in einer Pflegeinstitution die Demenzwohngruppe betreut. «In dieser Institution stellte ich fest, dass auch ältere und alte Menschen in schwierigen Situationen stecken können und die Hilfe durch die Profession Sozialpädagogik nötig haben.» Zwar absolvierte Seline Stalder während der Ausbildung an der «hsl» Praktika in einem Heim für männliche Jugendliche und in einer Institution für Menschen mit einer geistigen Beeinträchtigung. Aber sie blieb bei ihrem Ansinnen, die Sozialpädagogik in die Altersbetreuung zu tragen und Pionierar-

beit zu leisten. Heute leitet sie im Alterszentrum St. Martin in Sursee eine Wohngruppe, in der neun Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen leben (im Alter von 50+). Sie leiden zum Beispiel unter Depressionen, Schizophrenie oder Suchtkrankheiten. Drei weitere Menschen der Gruppe leben extern in einer Wohngemeinschaft mit punktueller Unterstützung. Auch für sie ist Seline Stalder zuständig.

Seline Stalder bedauert, dass sie auf ihrer Wohngruppe im Alterszentrum die einzige Sozialpädagogin ist: «Ich würde mich gerne mit einer Berufskollegin oder einem -kollegen austauschen können.» Sie glaubt allerdings, dass man in den Altersinstitutionen bald merken wird, dass mehr Bedarf nach Sozialpädagogen besteht als heute noch angenommen. «Hier müssen Lösungen geschaffen werden, auch wenn es halt etwas kostet», sagt Stalder.